Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 14 (1972)

Nachruf: Totentafel

Autor: Seitter, H. / Schmid-Gartmann, Martin / Metz, Peter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Totentafel

Jules Peter

Jules Peter wurde am 18. Januar 1900 in Bachen-Bülach ZH geboren. Er wuchs in landwirtschaftlich-gewerblichen Verhältnissen auf, besuchte Primar- und Sekundarschule Niederglatt und Niederhasli, wurde Gärtner-Blumenbinder und trat später in den Dienst der SBB als Kondukteur. In dieser Eigenschaft kam er nach Chur, wo er bis zu seinem Tode lebte und wirkte.

Für Graubünden war er eine Autorität, was Kenntnis und Biologie der höheren Pilze betraf. Im Jahre 1936 gründete er mit dem Verfasser dieser Zeilen und einer Anzahl weiterer Mitglieder den Bündnerischen Verein für Pilzkunde. Er arbeitete sich im Laufe der Jahre autodidaktisch zu einem der besten Kenner der Pilzflora der Schweiz auf. Seine pilzfloristische Ausbildung vervollkommnete er in der Folge durch Exkursionen in die verschiedensten Biotope unseres Landes sowie auch des Auslandes. Auch genoß er internationalen Ruf und kannte viele ausländische Autoritäten persönlich. Ein von ihm

geschriebenes Pilzbuch fand großen Anklang und ist bis heute in 2 Auflagen erschienen.

Wissenschaftlich war er ebenfalls tätig. Während vielen Jahren beobachtete er einen Föhrenwald bei Reichenau in pilzfloristischer Beziehung. Aus seinen Beobachtungen konnten wichtige Schlüsse über Pilzvorkommen in Föhrenwäldern in qualitativer und quantitativer Hinsicht gezogen werden, was waldbaulich wie pilzfloristisch wichtig ist. Während vielen Jahren war er Redaktor der Schweizerischen Zeitschrift für Pilzkunde. Unter seiner Leitung gewann die Zeitschrift national und international an wissenschaftlicher Bedeutung.

In den Kriegsjahren 1939 bis 1945, als die Ernährungsbasis unseres Landes nicht besonders rosig aussah und man froh über nicht rationierte zusätzliche Nahrungsmittel war, wurde er durch den damaligen Stadtpräsidenten Dr. Mohr ermuntert, durch Vorträge und Pilzausstellungen in verschiedenen Gegenden Graubündens die Kenntnis unserer Speisepilze in weitere Volkskreise hinein zu tragen. Überhaupt war er sich neben der wissenschaftlichen auch über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Pilzkunde im klaren.

Als Organisator verschiedener Zusammenkünfte von Pilzfloristen des In- und Auslandes in Graubünden trug er zum Bekanntwerden unseres Landes auch in dieser Hinsicht in weiten Kreisen bei. Diese Tätigkeit erwies sich als so fruchtbar, daß heute fast in jedem Fremdenort — der Gast wünscht es — naturkundliche Exkursionen durchgeführt werden müssen.

Daß Pilzkunde vielen fremd bleibt und bleiben muß, ist bedingt durch die Schwierigkeit der Materie. Der Leistung unseres verstorbenen Freundes, der am 1. September 1970 verstarb, kann es keinen Abbruch tun. In den Kreisen der Pilzkunde-Beflissenen wird er eine Lücke hinterlassen, die heute und morgen nicht ausgefüllt werden kann.

H. Seitter

Professor Dr. Blasius Caliezi

Der Jahresbericht unserer Kantonsschule pflegt die schöne Sitte, jeweils auch die sich schon im Ruhestand befindenden Lehrer aufzuführen. Deren Ältester war seit mehr als zehn Jahren Professor Dr. Blasius Caliezi. Diesmal fehlt sein Name auf der Liste, dafür aber bringt der Schulbericht an anderer Stelle ein von berufenster Seite liebevoll gezeichnetes Lebensbild des am 25. November 1970 Dahingegangenen.

Wenn es sich nun darum handelt, auch dem Bündner Jahrbuch ein schlichtes Blatt der Würdigung unseres verehrten Geschichtslehrers einzufügen, sei von ein paar ganz persönlichen Erinnerungen ausgegangen.

Im September 1910 traten wir, ein gutes Dutzend kleiner, scheuer Bürschlein vom Lande, in die Kantonsschule ein und wurden der damals noch bestehenden zweiten Realklasse zugeteilt. Deren Gros bildeten sehr lebhafte Stadtbuben, und es war zuerst nicht leicht, sich diesen anzupassen. Auch das Klassenlehrersystem war für uns ganz neu. Die meisten Stunden, neun in jeder Woche, erteilte uns Professor Caliezi. Aus seinem Unterricht spürten wir sogleich viel Wohlwollen und großes Verständnis für uns Neulinge heraus. Wir verehrten ihn darum und waren glücklich und sogar ein wenig stolz, wenn er einmal vor oder nach der Stunde auch ein paar Worte, die nichts mit dem Schulbetrieb zu tun hatten, an uns richtete.

Bei Professor Caliezi hatten wir Deutsch, Geschichte und Schreiben.

Gewiß lagen ihm, dem jungen Akademiker, die Schreibstunden nicht besonders. Trotzdem übte man mit vielem Eifer die deutsche und die lateinische Kurrentschrift und zuletzt auch noch die sogenannte Rundschrift, die damals oft als Titel- und Auszeichnungsschrift gebraucht wurde, heute aber ganz vergessen ist. Man schrieb sie mit Breitfeder und meist mit kantigem Halter. Im Deutschen lasen wir neben Stücken aus dem alten «Bächtold» die Geschichte vom armen Mann in Toggenburg und die Erzählung Granit von Stifter und bekamen Freude daran.

Ganz besonders aber schätzten wir Professor Caliezi als Geschichtslehrer und waren daher froh, seinen Unterricht auch in der dritten und vierten Seminarklasse noch genießen zu dürfen. Das Pensum der zweiten Klasse bildete damals die Schweizergeschichte seit 1700. Klar und deutlich wurden die Grundzüge der verschiedenen Verfassungen von 1798 bis 1874 herausgearbeitet und uns solide staatsbürgerliche Kenntnisse vermittelt, dies schon, bevor landauf, landab die einschlägige Motion Wettstein-Calonder unterstützt oder bekämpft wurde. In den beiden genannten Seminarklassen führte uns Professor Caliezi durch die Weltgeschichte von der Urzeit bis an die Schwelle der französischen Revolution. Auch das waren sehr schöne Stunden. Immer wieder beeindruckte uns das große Wissen und die gründliche Vorbereitung unseres Lehrers. Moderne Hilfsmittel gab es damals noch nicht (und auch keine Klausuren). Ereignisse und Persönlichkeiten wurden anschaulich dargestellt, wir machten Notizen, lernten daheim, kamen in der nächsten Stunde vielleicht «dran», wußten etwas oder «fuhren ab». Vielen von uns hat aber gerade Professor Caliezi den Sinn für die Geschichte und die Freude daran geweckt, und dafür sind wir ihm heute noch von Herzen dankbar.

Der Verstorbene wurde 1883 in seiner Heimatgemeinde Rhäzüns geboren, wurde zuerst Primarlehrer und amtete als solcher in Waltensburg und Rhäzüns. Dann studierte er in Bern Geschichte und Germanistik. Nachher treffen wir ihn für kurze Zeit im solothurnischen Grenchen als Bezirkslehrer, und 1909 wurde er an die Kantonsschule gewählt. 1920 erschien seine große Arbeit über den Übergang der Herrschaft Rhäzüns an den Kanton Graubünden bei Heinrich Keller in Chur. Darin schildert er die bewegte Zeit von 1794 bis 1819 und weiß immer wieder die Fäden vom bündnerischen zum großen Weltgeschehen zu ziehen, und mit besonderm Interesse verfolgt man im Schlußkapitel die Zeremonie, mit welcher die letzte Feudalherrschaft im Kanton Graubünden zu Ende ging.

Professor Caliezi hatte stets ein offenes Ohr für ihm bedeutsam erscheinende Bestrebungen seiner Zeit. Nach dem ersten Weltkrieg setzte er sich entschieden und überzeugend für die Idee des Völkerbundes ein. Das beweist seine uns heute noch ansprechende liebenswerte Schrift «Jugend und Völkerfriede», die der Bündner Lehrerverein 1931 herausgegeben hat. Im Völkerbund sah er die weltweite Verwirklichung des Gedankens von der Schiedsgerichtsbarkeit, die ja auch den Bünden in der Eidgenossenschaft und in Rätien zugrunde liegt. Vor allem beeindruckt hat uns junge Leute damals sein Satz: «Wer den Frieden will, ergreife die Fahne, nicht das Schwert.»

Leider kam es aber anders. Schon bald nachher mußte man erkennen, daß der Genfer Völkerbund die Erwartungen nicht erfüllen konnte. Die Diktaturen nördlich und südlich der Schweiz setzten sich vollständig über ihn hinweg und verurteilten ihn dadurch zur Ohnmacht. Eine Mitschuld an diesem Versagen schreibt Professor Caliezi indessen auch jenen zu, die die Völkerbundsidee nicht zu Ende dachten, weder vom ethisch-religiösen, noch vom politischen Standpunkt aus. Inkonsequent in hohem Grade hätten gerade wir Schweizer uns verhalten, als England und der Völkerbund eine Einmischung in die abessinische Angelegenheit verlangten. Da hätte es bei uns nicht an einseitigen Beschuldigungen gegen Genf und London gefehlt. So schrieb Dr. Caliezi im Dezember 1938 in der Zeitschrift Rätia, zu deren Gründern und Herausgebern er gehörte. Er war aber nicht etwa blind gegenüber den uns damals drohenden Gefahren und rief auf zu Einigkeit und Schulterschluß: «Heute genügt uns nicht ein Nikolaus von Flüe, jeder Schweizer muß seiner Pflicht bewußt werden, muß den Geist der Toleranz und der Einigkeit, aber auch der nötigen Entschlossenheit und Opferwilligkeit vertreten.» Damit stellte sich unser verehrter Geschichtslehrer entschlossen in die Reihe jener aufrechten Schweizer, in welcher neben andern der spätere Bundesrat Feldmann, Professor Karl Meyer und Dr. Georg Thürer marschierten.

Einige Monate später befaßte sich Professor Caliezi in der gleichen Zeitschrift mit der geistigen Landesverteidigung und dem staatsbürgerlichen Unterricht, den er ja schon zu Beginn seiner Lehrtätigkeit mit Geschick und großem Erfolg gepflegt hatte. Als dann die damals geforderten Rekrutenprüfungen eingeführt wurden, amtete er noch kurze Zeit als Experte.

Als Deutschlehrer an der Kantonsschule betreute der Dahingegangene in erster Linie die romanischsprechenden Seminaristen. Das war keine leichte Aufgabe. Man denke nur an die sehr ungleiche Vorbildung der Schüler. Professor Caliezi hat sie aber gründlich durchdacht und seine Ansichten darüber 1951 im Bündner Schulblatt niedergelegt. Selbstver-

ständlich kennt und versteht auch er die Wünsche der romanischen Renaissance, möchte aber schon den Volksschullehrern zurufen: «Pflegt das Romanische und lehret daneben eifrig Deutsch.» Gute Kenntnisse des Deutschen sind sicher auch für den romanischsprechenden Lehrer wertvoll. Sie eröffnen ihm in und außerhalb des Kantons manche Möglichkeiten, die ihm sonst verschlossen blieben. Der Seminarlehrer wird u. a. eine korrekte Aussprache verlangen und möglichst lebensnahe Aufsätze schreiben lassen, damit sich die Schüler nicht in sprachlichen Gemeinplätzen verlieren. Auch die Romanen sollten mit deutschen Klassikern, z. B. mit Schiller bekannt gemacht werden, ebenso mit den Werken von C. F. Meyer und Gottfried Keller.

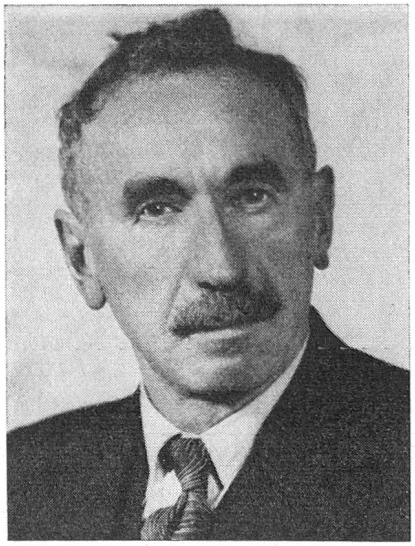
Es mag sein, daß diese Ansichten des von Haus aus romanisch sprechenden Deutschlehrers nicht überall geteilt wurden. Doch auch bei anderer Gelegenheit zeigte sich Professor Caliezi als durchaus selbständig denkende Persönlichkeit, so etwa in einer kurzen Biographie von Jörg Jenatsch. Er scheut sich nicht, unsern «Nationalhelden» kritisch zu durchleuchten und macht sogar gegen dessen vielgerühmten Patriotismus gewisse Vorbehalte. — Im Bündner Jahrbuch 1961 findet man noch einen aufschlußreichen Beitrag von Dr. Caliezi über das Schloß und die Herrschaft Rhäzüns, womit der Autor gleichsam zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrte.

Nach dem Austritt aus dem anstrengenden Schuldienst im Jahre 1949 war ihm noch eine lange Zeit des wohlverdienten Ausruhens beschieden. Er interessierte sich aber immer noch lebhaft für manche Bestrebungen auf pädagogischem und kulturellem Gebiet. Die bündnerische Bauernhausforschung förderte er als Präsident der dafür eingesetzten Kommission.

Uns wird Dr. Blasius Caliezi immer als eine gediegene, in sich geschlossene Lehrerpersönlichkeit in Erinnerung bleiben. Wir ziehen den Hut vor seinem reichen Lebenswerk und fühlen uns in herzlicher Dankbarkeit auch über das Grab hinaus mit ihm verbunden. *Martin Schmid-Gartmann*

Dr. Hans Enderlin

Wenn es in kommenden Tagen einmal darum gehen sollte, die bündnerische Vergangenheit der letzten fünfzig Jahre, ab 1920 etwa, darzustellen, würde der Verfasser eines derartigen Rückblickes nicht darum herum kommen, mit besonderer Sorgfalt die schweren Parteistürme nachzuzeichnen, die während dreier Dezennien fast unausgesetzt in Bünden grassierten. Man sprach in besonders kritischen Stunden mitunter von einem Wiederaufleben der einstigen «Bündner Wirren», und nur wenige Besonnene oder gänzlich Indifferente vermochten sich damals der Teilnahme am politischen Kampf ganz zu entziehen. Heute, da sich die Tagespolitik fast nur noch bei Wahlen und in der Besetzung von politischen Positionen manifestiert, im übrigen aber den Parteien das Jahr durch ein friedliches, kaum von irgendwelchen Ausfälligkeiten getrübtes Zusammenleben erlaubt, ja Freundschaften und Interessenverbindungen nach allen Seiten gestattet, fällt es schwer, sich in die Leidenschaften von einst zurück zu versetzen. Aber nicht übersehen werden darf, daß es damals



beim politischen Kampf nicht so sehr oder mindestens nicht vorwiegend um Sessel ging, als vielmehr um sachliche Ausmarchungen. In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg herrschte in der jungen Generation ein verbreitetes Unbehagen, das in der eidgenössischen und kantonalen Politik reiche Nahrung fand. Das schweizerische Bürgertum hatte während der zurückliegenden Kriegsjahre in sozialer Hinsicht gesündigt und raffte sich auch anschließend nicht zeitig genug dazu auf, sich neuen sozialpolitischen und wirtschaftstheoretischen Erkenntnissen zu erschließen. Diesem Ungenügen verdankte die Schweiz nachfolgend die schweren Erschütterungen der Krisenjahre nach 1930. Der bündnerische Liberalismus seinerseits war ebenfalls vorwiegend in einem betonten Manchesterdenken befangen. Die z. T. ungesunde Verflechtung mit einer spekulativen Hotellerie und ähnlichen Geldinteressen schufen Bindungen und Belastungen, die dem damaligen in seiner Führung personell überalterten Freisinn eine aufgeschlossene Haltung zu den drängenden Fragen der Gegenwart erschwerte. Hiegegen bäumten sich die Jungen auf. Sie fühlten sich dem Gesamtwohl verpflichtet und überwarfen sich in sachlichen Fragen mit ihren Vätern. Indessen überspannten sie wohl in unkluger Bedachtlosigkeit den Bogen und ließen den bald eingetretenen Bruch irreparabel werden. So kam es zu den schweren Kämpfen der zwanziger und dreißiger Jahre zwischen Vätern und Söhnen, die auch noch in den Jahren während und nach dem zweiten Weltkrieg nachklangen, bis schließlich ein weitgehender Interessenausgleich und eine verbreitete Wohlgenährtheit die Grenzen zu verwischen begann und einer friedlichen Verträglichkeit Platz machte, die fortan nur hin und wieder, vorwiegend wenn's um Sitze ging, noch gestört wurde.

Unter den geistigen Führern der jungen Demokratischen Partei, die im Jahre 1919 gegründet wurde, ragte Hans Enderlin, auch wenn er sich nie ins Rampenlicht stellte, in ausgeprägtem Maß hervor. Ja, man

kann sagen, daß ohne seinen Beitrag, den er seit 1920 im Kampfgeschehen leistete, die Geschicke der Partei und damit des Kantons einen andern Verlauf genommen hätten. Sein Auftreten auf der politischen Bühne war unerläßlich, um der jungen Partei zu den ersten Erfolgen und schließlich zum Durchbruch zu verhelfen. Denn so sehr landauf, landab ein echtes Kämpfertum für die Ideale einer neuen Schweiz herrschte und so sehr der neuen Partei streitbare, weitsichtige und gewandte Promotoren zur Verfügung standen, ohne das Forum eines Presseorgans wäre das neue Gebilde auf verlorenem Posten gestanden.

Es zählte zu den charakteristischen Leistungen Hans Enderlins, daß er im Jahre 1920 den sichern und beachtlichen Posten eines kantonalen Departementssekretärs verließ, um dem Ruf an die Redaktion der Neuen Bündner Zeitung zu folgen, die soeben auf den demokratischen Kurs übergeschwenkt war. Das Blatt war klein, verfügte damals über kaum 1800 Abonnenten und stand im Schatten einer zehnfachen Übermacht. Ein Vorsichtig-Berechnender würde kaum das Wagnis auf sich genommen haben, alle Brücken hinter sich abzubrechen, sogar die bewährte Freundschaft mit dem damals populärsten freisinnigen Politiker Vonmoos zu ignorieren, um sich unter so ungünstigen Voraussetzungen in das Abenteuer des politischen Kampfes zu stürzen. Hans Enderlin aber war kein Berechnender, für ihn galten Grundsätze, Ideale, Verantwortlichkeit. Allein im Vertrauen auf die Richtigkeit der Ziele der neuen Bewegung und ohne jede sonstige Rücksicherung stellte er sich der Zeitung zur Verfügung.

War er ein guter Journalist? Darüber ließe sich streiten. Wer ihm in seinen Schaffensjahren näher stand, konnte wahrnehmen, daß ihm das Schreiben mitunter sogar schwer fiel. So sehr er von Natur aus impulsiv war, über ein lebhaftes, begeisterungsfähiges Wesen und ein großes Maß an Tapferkeit verfügte, empfand er beim Schreiben oft merkwürdige Hemmungen, die sich bis zur Ratlosigkeit steigern konnten. Stets wollte er nur das Beste geben, nie wollte er in die Niederungen einer verantwortungslosen Journalistik hinunter steigen, sein Schild sollte blank bleiben. Es war deshalb nicht irgend eine besondere stilistische Begabung, die Hans Enderlin kennzeichnete. Graubünden kannte ungleich originellere Stilisten, von denen sich vereinzelte Müsterchen und Blüten ihrer publizistischen Tätigkeit noch lange erhielten. Wenn Hans Enderlin sie jedoch alle an Wirksamkeit übertraf, so weil er mutig war, selbstlos und ein feines Gespür dafür besaß, auf welche Argumente und Stimmungen die Leserschaft am zuverlässigsten reagierte. Jeden Kampf führte Enderlin mit Bedacht, zwar ohne Schonung, aber auch ohne unnötige Ausfälligkeiten, mit scharfem Rapier, aber nie mit dem Dolch, und er durfte es sich nicht zum Vorwurf, sondern zur Genugtuung anrechnen, daß er nie in einen Ehrverletzungsprozeß verwikkelt war.

Allen diesen journalistischen Kämpfen, die sich während zwanzig Jahren unausgesetzt folgten, nachzuspüren, angefangen mit der unrühmlichen Affäre der Bündner Kraftwerke, fortgesetzt mit den Auseinandersetzungen um die Schrift «Das Prätigau» von A. Gadient, mit dessen Eidesverweigerung im Nationalrat, mit dem Kampf um die erste AHV usw., verlohnt sich nicht. Wo immer die Fehde, der Kampf um Forderungen und Ideen an Enderlin herantrat, unterzog er sich seiner Aufgabe, und er beherrschte das journalistische Feld damals mit seltener Eindeutigkeit. Der Gegner kannte und fürchtete ihn, dem persönlich nie auch nur das Geringste vorzuwerfen war. Irgend welche Begehrlichkeiten, Zweideutigkeiten, Unehrlichkeiten waren ihm fremd. Nie suchte Hans Enderlin im Kampf einen persönlichen Vorteil, und noch weniger sah er sich nach irgend einem politischen Pöstchen um. Als einer der wenigen aus der damaligen Führergeneration der Demokratischen Partei blieb er von jeder Diäte ausgeschlossen. Man hat nie gewagt, sie ihm auch nur anzutragen.

Nach zwanzig Jahren des Kampfes, 1920 bis 1940, trat Enderlin, über fünfzigjährig, ins hintere Glied, da es sich die erstarkte Zeitung jetzt leisten konnte, ihn zu entlasten. Fortan mied er das politische Ressort. Die Düsternisse des Nazitums und nachfolgend des zweiten Weltkrieges lasteten ohnehin in fast unerträglichem Maß auf ihm, der durch eine idealistische Weltanschauung gekennzeichnet war und für den das klägliche Scheitern des Völkerbundes und der Abrüstungsversuche zu einer schweren seelischen Belastung geführt hatte. Bis zu seinem Austritt aus der Redaktion, 1954, widmete er sich still und unauffällig den kulturellen Belangen seiner Zeitung, mit der er auch noch später, bis ans Ende seiner Tage, in lebhafter Weise verbunden blieb. Sein offenes Wesen und der immer wieder auflodernde Optimismus ließen ihn auch die Beschwernisse des fortschreitenden Alters willig tragen, und nur wenn bei gelegentlichen Begegnungen die Rede auf die weltpolitische Lage oder die gänzliche Umwertung der politischen Gegenwart kam, verdüsterte sich vorübergehend sein Gemüt. Er beklagte dann den überhand nehmenden Materialismus, verurteilte die moderne Genußsucht und er schüttelte über die politische Entwicklung seiner Tage mißbilligend das Haupt. Aber schon ein kurzer humorischer Einwand vermochte ihn wieder mit der Gegenwart zu versöhnen. Dann nahm er seine behenden Spaziergängerschritte, die ihn mit sportlicher Regelmäßigkeit in den geliebten Churer Fürstenwald führten, gestärkt wieder auf.

Es gehörte zur besonderen Tragik, daß dieser Mann, für den die Gewalttätigkeit seiner Zeit, die sich seinem geistigen Auge enthüllte, eine schwere Belastung bedeutete, einen gewaltsamen Tod finden mußte. Am 21. Januar 1971 wurde er auf dem Spaziergang von einem Auto angefahren. Den erlittenen schweren Verletzungen erlag er zehn Tage später, 83jährig.

Peter Metz

Professor Hans Casparis

Am 19. April 1971 starb nach längerem Leiden in seinem 70. Altersjahr Professor Hans Casparis, ehemaliger Lehrer für Religion, Hebräisch, Deutsch und Philosophie an der Bündner Kantonsschule. Durch diesen Heimgang verlor insbesondere die evangelische Bündnerkirche eine bedeutende Persönlichkeit, welche sich während Jahrzehnten tatkräftig für die Förderung des theologischen Nachwuchses eingesetzt hatte.

Hans Casparis wurde am 2. September 1901 in Davos-Platz geboren. Seine Gymnasialzeit verlebte er in Schiers an der Evangelischen Mittelschule. Nach bestandener Matura wandte sich der begabte und vielseitig interessierte Student dem Theologiestudium zu. Keine andere Disziplin verlockte ihn so sehr, kein anderes Studium schien seinem ausgesprochen kritischen Denken ein so vielschichtiges Gelände zu eröffnen. An den Universitäten Tübingen und Basel studierte er Theologie, und im Jahre 1926 bestand er das theologische Staatsexamen, wurde ordiniert und in die Evangelisch-Rätische Synode aufgenommen. Wenige Monate hernach übernahm er den Pfarrdienst in den Gemeinden St. Peter-Pagig-Molinis-Peist. Noch heute entsinnen sich ältere Einwohner dieser Dörfer im mittleren Schanfigg gerne ihres Pfarrers, welcher von 1926 bis 1929 mit brillanter jugendlicher Vitalität, burschikosem Gehaben und Humor, urwüchsiger Volkstümlichkeit — und nicht zuletzt mit ansprechenden Predigten — sein Amt versah. Von 1929 bis 1931 betreute er das Pfarramt Churwalden-Parpan, und daneben diente er von 1928 bis 1930 der Rätischen Synode als Kanzellar und Kirchenratsaktuar.

Im Jahre 1931 wurde Hans Casparis als Lehrer für Religion, Deutsch und Hebräisch an die Bündner Kantonsschule nach Chur gewählt. Von da an wirkte er während annähernd vier Dezennien als aufgeschlossener Pädagoge in lebensnahem Unterricht mit ausgeprägt starkem Zug zum tätigen Leben. Wesentlich war ihm der menschlich-mitmenschliche Kontakt zwischen Lehrern und Lernenden, bedeutsam das Gespräch in aller Ungezwungenheit und frischen Art — und das, längst ehe man aus dem Dialog eine Art unumgänglicher Prämisse gemacht hat. Entscheidendes Ziel seiner Bestrebungen war es, die Schüler zu selbständigem Denken anzuregen, anzuleiten und hinzuführen. Mit Begeisterungsfähigkeit, mit seiner oft eckig-kantigen Eigenwilligkeit, mit bestrickend ironischen Exkursen, ja selbst mit Improvisationen verstand er es immer wieder, die Schüler der oberen Stufen auch in die Bereiche der Philosophie, Psychologie und Ethik einzuführen.

Hans Casparis war Theologe — aber Theologe ohne jegliches theologische Kannegießern. Er war Pfarrer — aber Pfarrer ohne «pastorales» Gehabe. Er war Lehrer — aber Lehrer ohne «déformation professionnelle». Er war kritischer Theologe, zynisch-kritisch sogar gegen Tradiertes und Etabliertes. Er machte nie ein Hehl daraus, daß er in selbstsicherer Opposition zu jedem Dogmatismus stand, aber dennoch ein leidenschaftlicher Verfechter eines konstruktiven «studium generale» sei. Von seinen eigenen Studien her, vom praktisch ausgeübten Pfarramt her, von verschiedenen Studienaufenthalten auch in Übersee her, von seiner stets lebendigen Interessennahme an den mannigfaltigen Geschehnissen in, und außerhalb kirchlicher Bezirke wußte er um die starken und um die schwachen Seiten der kirchlichen Institutionen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß er sein ganz besonderes Augenmerk dem theologischen Nachwuchs schenkte. Ungezählten Gymnasiasten erteilte er Hebräisch-Unterricht. Eine große Anzahl von evangelischen Pfarrern, die heute im Amte stehen, haben Professor Hans Casparis außerordentlich viel zu verdanken. Zahlreiche Gymnasiasten spornte er zur Wahl des Theologiestudiums an. Als uneigennütziger Mentor stand er den Studenten mit Rat zur Seite. Als Vorstandsmitglied der «Lang-Stiftung» hat er während 40 Jahren vielen Theologiestudenten namhafte Stipendien vermittelt. Von 1935 bis 1960 gehörte er als Ordinarius für Altes Testament dem Examinationskollegium der Rätischen Synode an. Viele Theologen in- und außerhalb Graubündens werden die Gastfreundschaft nie vergessen, welche sie als Kantonsschüler, als Studenten, als Pfarrer jederzeit im Hause Casparis im «Stampagarten» fanden, wo sie Mal für Mal das herrliche Fluidum schweizerisch-englischer Spontaneität und Unbeschwertheit so unkonventionell wie nur möglich erlebten. Da war man Mensch, stark oder schwach — und durfte man es sein, weil man spontane Mitmenschlichkeit fand, Weite und Weitherzigkeit. Viele Akademiker pflegen — leider — sich zu gerne darauf zu berufen, daß das berufliche Ziel, das sie erreicht haben, Eigenverdienst sei. Hans Casparis als Lehrer, Typus, Mensch hat ungezählte nachmalige Akademiker sich darüber klarwerden lassen, wieviel eben gerade ein Akademiker bereits seinen Mittelschullehrern zu verdanken hat.

Hans Casparis war in den Jahren seiner vollen Kraft nicht nur an der Bündner Kantonsschule, sondern zu gleicher Zeit eine markante Gestalt in den Kreisen des religiösen Liberalismus Graubündens, in der Schweiz,

in internationalen freireligiösen Bewegungen. Er war ein aktives Mitglied der «Arbeitsgemeinschaft für freigesinnte Theologie in Graubünden» («AFT»), welche durch unvoreingenommenes Offensein gegenüber allen wissenschaftlichen Bestrebungen, die sich mit dem Menschen befassen, versuchen will, die Erkenntnisse der Arbeit fruchtbar zu machen für eine gegenwartsnahe Verkündigung, für Wahrheit, Toleranz, Fortschritt. Sodann war er Mitglied des «Vereins Freier Protestantismus Graubünden», welcher für evangelische Freiheit und für ein aufgeschlossenes Christentum der Gesinnung und der Tat einsteht.

Aber der Blick von Hans Casparis war eh und je von den Höhen Graubündens auch ganz besonders in die Weite gerichtet. Religiöser Liberalismus war für ihn nicht bloß «Reden und Beraten über ein freies Christentum», sondern eine Aufforderung, auf religiöser Grundlage in mutiger Offenheit für Welt und Mensch-Sein «etwas Tapferes» zu tun. «Menschen wie Berge sollten wir sein»: so lautete seine unvergessene Feldpredigt vom 1. August 1940 — also in kritischster Zeit — zur Gebirgsbrigade 12. Mit dem Hinweis, daß wir Nachkommen von Berglern seien, Nachfahren von Menschen, die wie Berge waren, forderte er, daß wir solche Menschen seien, die sich aus der Enge in die Weite, aus Engherzigkeit zu Weitherzigkeit, führen lassen. Mit dieser Devise brachte er denn auch im Jahre 1949 dem 13. Kongreß des Weltbundes für Freies Christentum in Amsterdam den Antrag ein, man möchte ein internationales Bildungszentrum auf freireligiöser Basis ins Leben rufen. Dieser Appell blieb nicht wirkungslos. Positives Echo kam spontan von der Jugend selber her. Aber entscheidend wurde schließlich die Unterstützung, welche der gefeierte Philanthrop Dr. Albert Schweitzer in Lambarene persönlich zusicherte; im Jahre 1952 schrieb er an Prof. Casparis: «Von Herzen also bin ich bei Ihrem Unternehmen!» So kam es, daß das Werk, welches Hans Casparis angestrebt hatte — eine internationale Bildungsstätte mit Schweitzers Ethik und Kulturphilosophie als Ausgangspunkt und Richtung der Studienarbeit, die Bildung des ganzen Menschen als Ziel, die Ablehnung jeglicher Art von Dogmatismus als Voraussetzung —, verwirklicht wurde: das «Albert Schweitzer College». Im Jahre 1950 wurde erstmals in diesem Sinne in Klosters ein Studienlager durchgeführt. 1956 fand der erste Jahreskurs in Churwalden statt, im eigenen Haus: im «Albert Schweitzer College». Weitere Kurse folgten Jahr für Jahr. Namhafte Dozenten stellten dem College ihre Kräfte zur Verfügung. Prof. Casparis war der Begründer und der langjährige Leiter dieses freireligiösen Zentrums. Er hat das Schicksal dieser Stätte in seinem Werden und in seiner Blüte namhaft mitgeprägt: mit seiner nimmermüden Initiative, mit seiner Kontaktfähigkeit, aber nicht minder auch mit seinen oft zu beflügelten Plänen und Intentionen, von vielen bewundert und verehrt, von vielen angefochten und kritisiert. Leider blieb es ihm nicht erspart, nach einigen Jahren die Auflösung des College miterleben zu müssen. Er war jemand, der leidenschaftlich für die Verwirklichung von Menschlichkeit und Mitmenschlichkeit kämpfte — aber selber als Mensch doch auch nur begrenzt und eingeschränkt durch das eigene Menschsein.

Goethe hat einmal argumentiert: dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht; aber das eigentliche Studium der Menschheit sei der Mensch. Hans Casparis nahm sich als Einzelner die Freiheit, sich mit außerordentlich vielerlei zu beschäftigen, was ihn persönlich anzog. Was er jedoch in all dieser Vielfalt in selten offenherziger und eigenwilliger Weise als Ganzes, als Mensch und Lehrer, ungezählten Schülern, Studenten, Kollegen, Freunden aufzutragen und mitzugeben verstand, war eben jenes: «Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch!»

Es mag oft schmerzlich sein, einem Menschen seine Grenzen anzusehen. Aber die Kunst, Mensch zu sein, Mensch zu werden und Mensch zu bleiben, die Kunst, den Menschen menschlich zu machen, so gut als diejenige, ihn menschlich zu halten, ist — wie Pestalozzi sagte — gottlob nicht zu erfinden. Sie ist da. Und wie sie in Professor Hans Casparis da war, wissen die vielen, welche ihm, dem Menschen, ein dankbares Gedenken bewahren.

Albert Frigg

Artur Caflisch

Am 31. Mai 1971 starb 78jährig in Zuoz der Engadiner Dichter Artur Caflisch, einer der schwierigsten und feingeartetsten, einer der widersprüchlichsten und begabtesten Menschen, die ich in meinem Heimattal kennengelernt habe. Artur Caflisch ließ keinen gleichgültig, weder jene, die er angriff — anzugreifen war für ihn eine Grundhaltung des Daseins —, noch diejenigen, die er ermutigte, beriet und mit der reichen Ernte seines künstlerischen Könnens und seiner pädagogischen Erfahrung beschenkte. Bei ihm gab es nur Gegner oder Anhänger. Da waren einerseits jene, die sich, nicht ganz zu Unrecht, über die Unverfrorenheit, ja, spitzbübische Freude empörten, mit der dieser unberechenbare Mann altehrwürdige Gemeindesatzungen übertrat, eine unvertraute, ja, nach ihrer Meinung gefährliche politische Meinung äußerte oder zum Teil wirklich verdienstvolle Träger der romanischen Bewegung zur Zielscheibe von Spott und Satire nahm. Aber da waren auch manche, vor allem junge, zur Kontestation neigende Studierende, die sich bei ihm Rat

holten und für die er schlechthin zum Propheten und zum Leitbild des Antikonformismus wurde.

Man müßte viel weiter ausholen, viel subtiler vorgehen, wollte man das wechselvolle Leben, die Aktionen und Reaktionen, die Weihungen und Verdammungen dieses Mannes mit seinem Werk in Beziehung setzen. Es kannten ihn eigentlich nur die, mit denen er gerade zu schaffen hatte, sei es, daß sie im Scharmützel mit ihm zusammenstießen oder am Symposion mit ihm das Gespräch fanden.

Artur Caflisch durchlebte eine schwere, entbehrungsvolle Kindheit in einer Handwerkerfamilie unter vielen Geschwistern, denen die Mutter früh wegstarb. Er wurde Lehrer, unterrichtete im Münstertal und in St. Moritz, studierte auch einige Semester an der Hochschule Literatur, Kunstgeschichte, Philosophie, interessierte sich vor allem für Dichtung und Musik, stand ein für die Sprache und die als tragfähig erkannten Werte der romanischen Tradition, befreundete sich eng mit dem vielseitigen holländischen Philologen Anton Velleman, der in Zuoz und dann in Genf lebte. Er bekam, kaum waren die Stürme der ladinischen Orthographiereform abgeklungen, den Auftrag, eine ladinische Fibel zu verfassen. Er hatte sich vor Ablauf der gesetzlichen Amtszeit vom Lehramt zurückgezogen, wurde wieder in Zuoz ansäßig, wo im Winter 1951/52 eine Lawine sein Haus zerstörte, das er eigenhändig wieder aufbaute, mitten in einem neu gepflanzten Wäldchen. Caflisch schrieb die Fibel als erfahrener Lehrer und als Dichter, und dieses Büchlein wurde etwas ganz Außerordentliches an Erfindungsgabe und Musikalität, so daß viele, die mit seiner *Tabletta* in die Kunst des Lesens und Schreibens eingeführt wurden, sie noch heute auswendig hersagen können. Mit einfachsten Bausteinen werden darin echte Situationen geschaffen, die beim Kinde haften. Schon die Silbe ist dabei Bedeutungsträger und weitet sich zwanglos zum Wort. Intuitiv hat Artur Caflisch in seiner Fibel Grundsätze modernster Spracherziehung und sogar heilpädagogische Erkenntnisse angewandt.

Aber er hatte zu jener Zeit auch als Dichter seine Stimme gefunden, eine Stimme, die er immer nahe bei der Natur oder in ihr drin ansiedeln wollte und die er eigentlich als Sprachmusik verstand, wie er in seinen Essays über die Lautung des Romanischen, über Volksgesang und Poetik immer wieder verdeutlicht. Kein Wunder, daß viele seiner Gedichte vertont wurden, am kongenialsten wohl von seinem in Berlin aufgewachsenen Freund Peider Champell, der wie Bartók urwüchsig Entstandenes aus dem Volksliederschatz in eine neuzeitliche Musikalität einzuschmelzen verstand.

Das Wesentlichste der dichterischen Ernte Caflischs finden wir in den Plaquetten *«Roslönch»* (1930) — Naturlyrik, Liebesgedichte —, *«Il Tschüvlarot»* (1936), *«Il Talac»* (1941) — Epigramme, kleine Satiren —, *«Engiadina mia»* (1943) — eine Sammlung, die er zugunsten des Altersasyls Engadin vertrieb — und vor allem in den zusammenfassenden Ausgaben von *«Mia Musa I»* (1961) und *«Mia Musa II»* (Chasa Paterna, Lavin 1968 mit schönen Tuschzeichnungen des jungen Freundes und Nachbarn Constant Könz), die ohne Übertreibung zum Schönsten der rätoromanischen Verskunst seit Peider Lansel und Zaccaria Pallioppi gehören. Der verwegene Kopf des Dichters mit dem breitkrempigen Hut und einem nach Korsarenart zugedeckten Auge mußte die Maler reizen. Sein naher Freund Turo Pedretti aus Celerina schuf ein meisterliches Bildnis des «verfemten Dichters», und der junge Zürcher Künstler Alex Sadkowski zeichnete ihn noch im letzten Lebensjahr.

Die Liebeslyrik, die glühend, direkt oder von einer echt oberengadinisch-pietistischen Empfindsamkeit getragen sein kann, wie wir sie bei G. F. Caderas finden, ist ganz auf die geliebte Gattin Gentilia ausgerichtet, die mit den beiden Töchtern wohl das intime Zentrum der Gefühlswelt Caflischs darstellt. Sie starb lange vor ihm; so ist viel geläuterte Erinnerung und Sehnsucht in die Dichtung eingegangen.

In den dichterischen Formen scheint er nach Peider Lansel, der stark auf ihn einwirkte, kein Neuerer zu sein, doch besticht er mit Feinheiten der Diktion, die ihresgleichen suchen, mit Verstrouvaillen und einem angeborenen Sinn für Situationskomik, für raffende Lazzi und Pointen, die ihn, neben Muoth und Men Rauch, zu einem unserer besten satirischen Dichter machen. Ein Satiriker der kleinen, gedrängten Form allerdings. Dabei weiß er, wie Men Rauch und fast sicherer als dieser, aus dem erwartet-unerwarteten Reim Vorteil zu ziehen, wie das folgende Beispiel zeigen mag.

Duos verms da glüsch

Ün' ura d'he spetto
davaunt duos verms da glüsch;
da vair scha els as chattan
and eira mieu giavüsch.

E cur cha s'haun chattos
eir els in lur amur,
haun stüz las duos glüschinas
e buna not, Artur.

Zwei Leuchtwürmer

Eine Stunde habe ich bei den
zwei Leuchtwürmern gewartet.
Ich hätte gern gewußt,
ob sie sich endlich fänden.

Und als sie sich gefunden,
auch sie — in ihrer Liebe —
löschten sie die Lichtlein aus,
und gute Nacht, Artur.

*

In den Aphorismen und Sinnsprüchen, die nächstens in Italien herauskommen sollen, erweist er sich als

ein treffsicherer Moralist und als Meister der kleinen konzentrierten Form.

Giò da s-chela crouda'l chöntsch
quel chi guarda da dalöntsch.

Wer in die Ferne schaut,
fällt leicht die Treppe hinunter.

*

Roba marscha pür zoppainta,
ma la spüzz' ün di s'palainta.

Auch wenn du faules Zeug versteckst;
eines Tags wird's doch stinken.

*

Leider ist Artur Caflischs Kunst, wie diejenige G. C. Muoths und Alfons Tuors, unübersetzbar, eben weil sie ganz auf feine Sprachreize, auf musikalische Inflexionen aus ist, die nur der romanische Leser ganz auskosten kann. Caflisch schrieb auch Erzählungen, Schicksalsnovellen nach der Art Giovanni Vergas und lustig pointierte Episoden aus der Vergangenheit des Engadins. Dann gibt es von ihm auch Kurzgeschichten, die in ihrer geballten Symbolik eher als poëmes en prose anzusprechen sind, so die ergreifende, in ihrem unterirdischen Raunen an Robert Walser gemahnende Prosaskizze im Jubiläumsband der Chasa Paterna (1919 bis 1969), betitelt «La vusch da l'ova» (Die Stimme des Wassers), eine Vision aus der Kindheit. Artur Caflisch schrieb Theaterstücke für die Aufführung im Freien, wie das vor einigen Jahren neu auf dem großen Dorfplatz in Zuoz inszenierte Spiel «Ils duos Travers» und hielt viel, wir würden meinen, zuviel von diesem im Dialog nicht zeitgenössisch wirkenden Theater, so wie man oft die vom Schicksal am wenigsten begünstigten Kinder am meisten hätschelt.

In den letzten Jahren widmete er sich vor allem dem Sinnspruch, dem Epigramm, dem Aphorismus; da focht er mit elegantem Florett, und aus diesem Schaffenskreis wird bibliographisch viel nachzutragen sein. Sein kämpferischer Charakter, seine kapriziöse Stellungnahme zu Tagesfragen, seine Haßliebe für «Präsidenten», auch wenn sie für die Erhaltung des Rätoromanischen einstanden und einstehen, sein Sängerstolz und eine auch durch die fortschreitende Erblindung geförderte Vereinsamung und Abkapselung des rastlos tätigen, gesellschaftskritischen mehr als selbstkritischen Autors hat es wahrscheinlich mit sich gebracht, daß die Romanen nicht dazukamen, diesem Künstler, diesem exquisiten Meister des Verses und der essayistischen Prosa den gebührenden Tribut zu zollen. Das empfinden wir als eine Unterlassung, aber auch als einen Stachel, der uns jetzt, da uns das weiche Singen im innersten Raum der Muttersprache und der bisweilen meckernde, französisch geschliffene Witz aus Caflischs Mund verstummt sind, so richtig im Fleische brennt.

Artur Caflisch kommt ein ehrenvoller Platz in der romanischen Poesie der letzten Jahrzehnte zu. Kürzlich verlieh ihm das Convivio Letterario degli Scrittori Italiani für sein Schaffen (er übersetzte auch meisterlich ein paar Auszüge aus Dantes «Divina Commedia» ins Romanische) posthum in Ancona eine Goldmedaille.

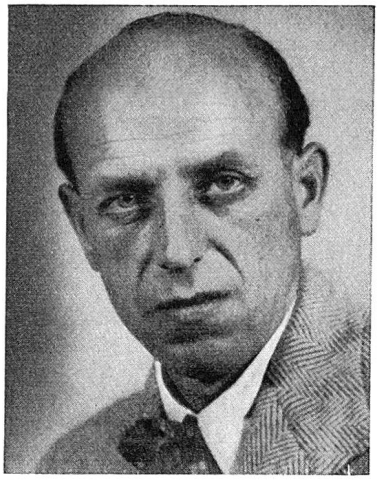
Artur Caflisch hat, willentlich oder nicht, selber dazu beigetragen, daß man ihm den ihm gebührenden Platz zu Lebzeiten ausschlug, aber die Qualität seiner Produktion und die schmerzliche Aufrichtigkeit seiner Zeitgenossenschaft rufen nach einer neuen, vom Episodischen gelösten und gerechteren Konfrontation des Mannes mit seinem Werk.

Andri Peer

Ponziano Togni

In Bellinzona starb am 10. Juni 1971 der Maler Ponziano Togni. Er stammte aus St. Vittore in Misox, wuchs in Chiavenna auf und bildete sich an der Brera in Mailand zum Architekten und zum Maler aus. Er war 1936 längere Zeit in Florenz, hielt sich auch in Rom auf — Chur besitzt ein Bild aus der Villa Borghese — besuchte seinen Bruder in Tunis, wo er das südliche Licht und die Weite des Raumes kennen lernte. Dann ließ er sich in Zürich nieder. Da er italienisch und französisch sprach, aber weniger deutsch, auch von bescheidener Zurückhaltung des Wesens war, kam er unter den Zürcher Künstlern nicht zu dem Ansehen, das er nach seinem Talent verdient hätte. In Chur kannte man ihn aus den Ausstellungen im Kunsthaus. Eine posthume Ausstellung seines Werkes fand in Poschiavo statt.

Ponziano Togni arbeitete in Tusche, Aquarell und Farbe. Er war Landschafter, wenn man ihn klassifizieren wollte, aber als Architekt malte er gern Bauwerke. Seine Zeichnungen sind ausgearbeitet und stehen gleichwertig neben den gemalten Werken. In Zürich malte Togni den Blick aus der dunklen Gasse auf das Rathaus, das zu den schönsten Ar-



chitekturen Zürichs gehört. In Florenz entstanden Bilder von den Brükken, den Palästen und vom Innern der Kirchen. Die Architekturen sind malerisch im Zusammenhang mit ihrer Umgebung gesehen und eingetaucht in die Atmosphäre der Stadt.

Der Maler betont in der Behandlung von Hell und Dunkel nicht ihre Gegensätzlichkeit, sondern ihre tonige Mischung. Er malte auch ein Dorf an einer Brücke, wo er das Tektonische klar bezeichnete, aber abschwächte ins Malerische. Als Architekt fühlte er sich von den Bauwerken angezogen, aber als Maler beobachtete er ihre Erscheinung. Auch die

Bilder an sich tragen eine tektonische Ordnung in sich, aber diese ist nicht bewußt gesucht, sondern ergibt sich aus dem künstlerischen Instinkt.

Ponziano Togni liebte auch das Interieur. Er malte das Innere der Florentiner Kirchen, weniger als Architektur, denn als Raum. Er beschreibt die Bauten nicht, weder außen noch innen, sondern sieht sie als Bild. Auch sein Atelier malte er als Interieur mit der Staffelei und der Gliedergruppe, und diese Gegenstände werden unter seinem Pinsel zu formalen Akzenten im Raum wie die Bauwerke in der freien Landschaft oder an Straßen und Plätzen der Städte.

Die Staffelei steht in der Nähe des Fensters, eine Frau sitzt davor und betrachtet das Bild. Die Gliederpuppen hier und in andern Bildern sind wie lebendige Gestalten im Bild, sprechend durch ihre Gesten. Ein Rükkenakt sitzt am Ofen, ein anderer vor dem Spiegel. Die Akte sind als figürliche Zeichen gedacht, werden nicht um der Valeurs des Fleisches willen gemalt. Sie sind tektonisch gemeint, nicht organisch als Leben. Ein Stilleben setzt sich nur aus Kisten zusammen, aber dieses unscheinbare Nichts wird Togni zu einer tektonischen Komposition und gleichzeitig zu einem malerischen Hell-Dunkel-Ereignis. Ponziano Togni sieht das Alltägliche, Werktägliche in der Wirklichkeit, nicht das von Malern meist gesuchte Sonntägliche oder gar Feierliche.

Ohne zu den «Neusachlichen» zu gehören, zeigte Togni in seinen Bildern eine Neigung zum Wirklichen, zur genauen Wiedergabe des Seienden, Sachlichen, wobei es ihm aber nicht um die Nachahmung, sondern um die Form geht, um die Form der dargestellten Dinge und um die Form des Bildes. Togni besaß jenes besinnliche Schauen, das die Maler zum Stilleben und zum Interieur hinführt.

Auch das Bildnis ist ein Stilleben. Togni war ein ausgezeichneter Porträtist, aber er hatte wie viele Begabungen auf diesem Gebiet zu wenig Gelegenheit, es zu beweisen. Zur sachgemäßen Wiedergabe der Menschen und Dinge im malerischen Sinn kam bei ihm der starke Sinn für Form. Durch diesen war Togni auch befähigt zum Wandbild und auch hier ist es zu bedauern, daß der Maler sich darin weniger als erwünscht betätigen konnte.

In der Landschaft war, wie schon bei der Stadtlandschaft aus Florenz und dem Dorf an der Brücke bemerkt wurde, das Weite, die Atmosphäre das Ziel der Bildgebung. Am obern Zürichsee ist eine solche Landschaft entstanden. Das Landschaftlich-Räumliche und das Architektonisch-Innenräumliche entstehen aus dem selben Sinn für Nuance, Ton und Licht, wie diese zu den Haupteigenschaften des Malers Togni gehören. Der Architekt denkt und gestaltet, der Maler schaut und empfindet. Das bestimmende Zeichen im Bild, die Figur kann sich mit der malerischen Differenzierung verbinden. Die Kunst Tognis ist zugleich formal und erfinderisch-malerisch. Ein fast abstraktes Formbewußtsein verband sich bei Ponziano Togni mit der zartesten Empfindung für Ton und Licht. Diese nicht alltägliche Einheit von Farbe und Form gibt der Kunst Tognis das Eindrucksvoll-Überzeugende.

Ulrich Christoffel

Otto Spinas

Im 84. Lebensjahr ist die markante Gestalt Otto Spinas, diese echte Oberhalbsteiner Wettertanne, von dieser Welt abberufen worden. Seit etwa 10 Jahren, da er sich von den Geschäften dieser Welt zurückgezogen, ist es um ihn still geworden.

Nach einer gründlichen kaufmännischen Ausbildung am Collège Saint Michel in Fribourg war der Verstorbene zunächst in der Hotellerie tätig, um später im Heimattal ein eigenes Lebensmittelgeschäft mit mehreren Filialen zu gründen und zu leiten. Spinas war eine politische Natur par excellence und engagierte sich in dieser Hinsicht sehr stark. Politik war für ihn nicht ein Mittel, um sich emporzuarbeiten, sondern er verfolgte darin das Ziel, die Gemeinschaft zu heben. Er war der Überzeugung, daß nicht die Politik den Charakter verdirbt, sondern daß im Gegenteil ein schwacher Charakter die Politik verdirbt. Mit beiden Füssen unwandelbar fest im Lager der katholisch-konservativen Richtung stehend, hat Spinas zeitlebens darin sein politisches Ideal gesehen und dafür unerschrokken gekämpft. Menschenfurcht kannte er nicht. Er konnte Freund und Feind die Wahrheit ungeschminkt ins Gesicht sagen. Hier müßte man die Frage anfügen: Was ist aber Wahrheit? Menschengedanken, und mögen sie noch so eifrig suchen und grübeln, sind wohl nie die volle Wahr-

heit, sondern eher nur zurückgeworfenes Licht der großen Wahrheit. Was der reife Mann als Wahrheit erkennt, muß er verteidigen, und das hat Spinas je und je getan. Gelegenheit dazu hat er als Gemeindepräsident, als Kreispräsident, Kreisrichter, Großrat und als Aktuar des Bezirksgerichtes Albula in reichem Maße gehabt und sie voll genutzt. Sein gan-

zes poetisches Werk, worüber noch zu sprechen sein wird, zeugt von seiner hohen moralischen Auffassung.

Die Spinas (de Spynas, -Spina, — Spegnas) stammen aus Spanien. Schon sehr früh sind sie aber bei uns heimisch. Prof. G. C. Muoth erwähnt, daß die Söhne des Nicolaus Spinas 1424 zum Gefolge des Abtes von Disentis zur Landsgemeinde von Ursern gehörten und sagt, daß alle genannten Persönlichkeiten historisch seien. 1553 finden wir sie in Chur. In Tinizong, dem Heimatort des Otto Spinas, finden wird die Familie in ununterbrochener Folge seit dem Jahre 1536. Sie dürften zur Zeit der Reformation Chur verlassen haben. Mittellos im Hochtal der Julia angekommen, war es ihnen erst nach Generationen möglich, in der neuen Heimat eine Rolle zu spielen. In der langen Reihe der «Guias dalla Tera» (Landammann) finden wir nur 1738 einen Spinas und den nächsten erst 200 Jahre später in der Person des Verstorbenen.

Otto Spinas war eine verschlossene Natur von großer Empfindsamkeit. Er hatte kein großes Bedürfnis nach vielen Freunden. Sein reger Geist war immer tätig, in Gedanken versunken. Da er von der Primarschule weg in die ferne Mittelschule hinüber wechselte, von der es kein Heimkehren am Wochenende gab wie heute, und nach dem Diplom Auslandsaufenthalte folgten, wurde er im heimatlichen Tale etwas fremd. Seine Schweigsamkeit wurde oft falsch ausgelegt als Stolz oder Unnahbarkeit, was es keineswegs war. Das war die Haltung des introvertierten Dichters. Sein Ringen nach Wahrheit und sein unablässiger Kampf und Einsatz für das Edle, Hohe und Schöne fanden Ausdruck in zahlreichen Gedichten in seiner surmeirischen Sprache, die er wie eine Braut liebte, ja, in die er tatsächlich verliebt war. Es war ihm hoher Kunstgenuß, Gedanken und Sentenzen in saubere, gültige Formen zu gießen. Die regionale Sprachvereinigung hat ihn gemäß ihren Möglichkeiten veröffentlicht. So erschien 1951 ein erster Band Gedichte. Der zweite folgte 1954. Dieser trägt als Illustration einen Rosenzweig, von seiner Hand 1912 in Farben gemalt, und gibt Zeugnis von seinem zeichnerischen Geschick. Band 3 folgte 1963, und zum Anlaß des 80. Geburtstages des Dichters erschien ein weiteres Bändchen mit 50 neuen Gedichten. Unbeirrbar seinen Weg gehend, hat Spinas auch nachher sein dichterisches Werk vervollständigt. Sein Nachlaß umfaßt mehrere Mappen unveröffentlichter Gedichte und Balladen, Hörspiele und Übersetzungen von Schauspielen, vornehmlich für die spielfreudige Jugend von Tinizong verfaßt.

In jungen Jahren versuchte sich der Dichter erfolgreich in der Epik und Dramatik. Sein großes Schauspiel «Banadetg Fontana» hat dem Dichter einen Anerkennungspreis der schweiz. Schillerstiftung eingetragen. Es entstand noch zur Zeit, da Otto Spinas in Chantarella Concièrge war. Seine dichterische Tätigkeit in der Loge weckte oft die Neugierde vieler Gäste, die damit Interesse an der romanischen Sprache und an der Bündnergeschichte faßten. Das Werk wäre in den engen dörflichen Verhältnissen nicht aufzuführen. Aber es erlebte 1964 in etwas gekürzter Fassung vor der imposanten Burgruine von Riom zehn vielbesuchte und begeisternde Aufführungen, die von mehreren tausend Besuchern dankbar verfolgt wurden. Besondere Erwähnung verdienen die äußerst gut gelungenen Übersetzungen großer Dichter anderer Kulturen, Wir nennen Schiller, Gellert, v. Fallersleben, Manzoni u. a. In späteren Jahren hat Spinas vorwiegend die Lyrik zu seiner Aufgabe gemacht. In kurzen Gedichten konnte er seine Gedanken am besten kundtun. Dabei versuchte er wenn immer möglich, eine dem Gedanken gemäße äußere Form des Gedichtes zu wählen. Auf Einzelheiten einzutreten ist unmöglich, weil deren Zahl viel zu groß ist. Ohne es expressis verbis sein zu wollen, wurde Spinas zu einem Mahner, zu einem Künder des Schönen und Erhabenen, zu einem Wegweiser zu Gott. Ihm unterwarf er sich immer mit kindlicher Einfalt. Wie er diese Demut, das Bewußtsein, in Gottes Schuld zu stehen, zum Ausdruck bringt, ist ergreifend. Und daneben steht jene, die er stetsfort verehrt und deren Lob er vielmal besungen hat, die Mutter des Herrn.

Im kulturellen Leben des Tales hat sich Spinas mit den Bestrebungen, die Ruine Riom vor Zerfall zu bewahren, ein äußeres Denkmal gesetzt. Sein Ziel ging aber viel weiter: Er hätte hier gerne ein Zentrum für die Talschaft errichtet, insbesondere für die Jugend, indem er den Plan hegte, eine Schnitzerschule zu schaffen und damit die Holzbearbeitungskunst, die im kleinen im Tale schon immer beheimatet war, hoch zu bringen. Das sollte sich zu seiner Zeit nicht realisieren lassen. Nun aber soll die Ruine doch mindestens ein Dach erhalten, und spätere Generationen können vielleicht die kühnen Gedanken des Verblichenen verwirklichen. Spinas war ein großer Freund der bildenden Kunst. Seine Freundschaft mit den Malern Togni, Cromer und andern beweist das wie auch deren Originale, die in seiner vornehmen Wohnung hingen. Aber auch der Musik war er verpflichtet, obwohl nicht selber Sänger noch ausübender Instrumentalist. Sollte aber eine anderssprachige Komposition ins Romanische übersetzt werden, so geschah das mit solch großer Genauigkeit, daß kein falsch gesetzter Akzent störte, so wie es nur ein feines musikalisches Ohr fertigbringt.

Nun ist dieser Schaffer, dieser reiche und bereichernde Geist von uns gegangen. Durch seine Werke bleibt er uns aber stets lebendig und nahe.

G. D. Simeon

Professor Dr. Rudolf Tönjachen

Schon 75 Jahre sind verflossen, seit Pfarrer Bonorand in der Kirche von Ftan ein munteres Kind auf den Namen Rudolf Olaf taufte. Olaf? Die Bevölkerung horchte auf, ein im Engadin völlig unbekannter Name.

Die karge, auf abschüssigem Felsengrund liegende Erde des Engadins war, insbesondere bevor die Fremdenindustrie aufgezogen wurde, außerstande, die rein bäuerlichen, meist kinderreichen Familien zu ernähren. Einstmals als Söldner in fremden Diensten, dann aber meistens als Cafétiers oder Konditoren zogen die jungen Engadiner, kaum erwachsen, in die weite Welt hinaus. Chasper Tönjachen, der Vater des Rudolf Olaf, war nach einem früheren Aufenthalt in Italien nach Kopenhagen gelangt, wo mehrere Fetaner bekannte Kaffeehäuser besaßen. Dort arbeitete er als Angestellter im «Café Peter à Porta», später «Cloetta» und machte die Bekanntschaft einer jungen Dänin, Margarete Jensen, die später seine Frau wurde. Gemeinsam kehrten sie dann nach Fetan zurück, wo sie die väterliche Landwirtschaft bis an ihr Lebensende führten. Ihrer Ehe entsprossen fünf Kinder. Jetzt ist es uns klar, daß der Name «Olaf» von der dänischen Familie seiner Mutter stammt.

Im gemütlichen, väterlichen Bauernhaus in Ftan-Pitschen (Kleinfetan) wuchs also Rudolf Olaf auf. In Ftan dehnt sich der Horizont in einem unbeschreiblich schönen Panorama über die Unterengadiner Dolomiten aus. Wer auf dieser herrlichen Sonnenterrasse aufwächst, im Winter umgeben von weiten, weißen Schneefeldern und in Sonnenglanz spiegelnden Bergen, im Sommer mitten drin in den grünen Wiesen voll Alpenblumen in ihrer einzigartigen Pracht, dessen Geist muß, bei normaler Empfindlichkeit und Aufnahmefähigkeit, tief beeindruckt werden. Eine solche Pracht muß zu einer festen Verwurzelung an die Heimatscholle führen und die Liebe zum Tal und zu seinen Menschen erwecken. Diese Ergebenheit an Tal und Leute, ja direkt Hingebung hat das Leben Rudolf Olaf Tönjachens geprägt. Ihm war die große Gottesgabe mit in die Wiege gegeben, ein Idealist und Altruist zu sein. Ihm war das «Geben« wichtiger als das «Nehmen», und deswegen durfte er auch glücklich sein. Unglücklich sind nur Egoisten. Sie sind stets unzufrieden, denn alles geht nie nach Wunsch. Geben kann man immer, und Tönjachen hat während seines ganzen tätigen Lebens viel gegeben, allen, mit denen er etwas zu tun hatte, seiner Familie, seinen Schülern und uns, seiner großen Familie, den Engadinern.

Nach Absolvierung der Dorfschule begab sich Tönjachen nach Chur an das Lehrerseminar und erhielt dort, 1916, nach Ablegung eines ausgezeichneten Examens das bündnerische Primarlehrerpatent. Den jungen Lehrer treffen wir in der Folge zuerst in Scuol an, wo er von 1917 bis 1920 die Primarschule und, nach Erlangung des Sekundarlehrer-Patentes, von 1922 bis 1925, die Realschule führte. Dann ging er nach Samedan, wo er ab 1926 bis 1934 als Sekundarlehrer tätig war. Seine besonnene Art, seine wohlwollende Natur und sein Wissen eroberten stets die Herzen seiner Schüler, und ihre Zuneigung zum Lehrer vermehrte sein Ansehen, was zu gegenseitigem Erfolg und Zufriedenheit führte.

Doch bedrängte der Wunsch den jungen Lehrer, noch mehr zu wissen und noch mehr leisten zu können. Da er sosehr an unserem und seinem Völklein hing, interessierten ihn vor allem dessen Herkunft, also dessen Geschichte und Sprache. Infolgedessen begab er sich nach Bern, um sich dem Studium der neulateinischen Sprachen (Prof. Jaberg) und dem Geschichtsstudium (Prof. Feller) zu widmen. Nach neun Semestern erlangte er 1930 mit einer ganz ausgezeichneten historischen Arbeit: «Baldiron und die drei rätischen Bünde» den wohlverdienten Doktortitel. Dieses 300 Seiten dicke Buch hat er seinem verehrten Lehrer, Prof. Dr. R. Feller, gewidmet. Im Jahre 1934 ist er als Geschichtslehrer an die Kantonsschule nach Chur berufen worden, wo er nebst Geschichte auch Sprachunterricht erteilte, insbesondere romanisch, aber auch französisch und aushilfsweise italienisch.

Nach seinem Studium in Bern besaß er das Rüstzeug zu noch weiteren Leistungen nebst seiner Tätigkeit als Lehrer. Mit seinem Arbeitsleiter, Prof. Dr. R. R. Bezzola, zusammen hat er das große deutsch-romanische Wörterbuch der Lia Rumantscha zusammengestellt und verfaßt. Mit diesem großen, 1944 erschienenen Werk hat er sich ein dauerndes Denkmal gesetzt. Zwanzig Jahre lang (!) hat er seine ganze freie Zeit diesem Unternehmen geopfert. In Gedanken sehen wir ihn abends nach der Schule über unzählige Zettel geneigt, ordnend, schreibend, große Papierbögen korrigierend usw., wahrlich keine kleine Arbeit und sehr ermüdend, auch für die Augen. Mit der Zeit begann die Sehkraft darunter zu leiden, so daß er in seinen alten Tagen fast blind geworden war. Welche Aufopferung! Und das für uns. Ehre seinem Namen! Sein Vorgesetzter und Mitarbeiter, Prof. Dr. Bezzola, stellte ihm in einem Nachruf im Fögl Ladin folgendes Zeugnis aus: «Ich kann in äußerster Dankbarkeit bezeugen, daß die zwanzigjährige Zusammenarbeit mit Tönjachen sehr angenehm war. Er war ein absolut zuverlässiger und

zutiefst ehrlicher Mensch, eine ruhige, friedfertige und versöhnliche Natur.» Zudem war er auch ein äußerst bescheidener Mensch, müssen wir hinzufügen. Nie prahlte er über Geleistetes, nie hätte er versucht, sich wichtig zu machen. Dazu wäre er freilich berechtigt gewesen, denn das ist noch lange nicht alles, was Tönjachen in seinem Leben für uns geleistet hat. Die von ihm verfaßten ladinischen Jugendbücher legen Zeugnis seines feinen Empfindens und seiner Güte ab. Seinen Schülern und deren Beeinflussung im besten Sinne galt sein Leben und Streben. Wir Ladiner insbesondere sollten ihm dankbar sein für die Art, mit welcher er es fertigbrachte, seinen Schülern die Liebe zu ihrer Muttersprache beizubringen und sie zu begeistern, aber dankbar müssen ihm alle, die seine Schüler waren, sein für die von ihm ausgehende wohltuende Beeinflussung zu Bescheidenheit, Gründlichkeit, zu Pflichterfüllung und Heimatverbundenheit.

Von 1936—1945 war Tönjachen Präsident des bündnerischen Lehrervereins und hatte als solcher auch recht heikle Aufgaben zu bewältigen. Nebst den genannten Verdiensten steht es uns wohl an, ihm die verdiente Anerkennung auch für seine kulturellen Leistungen zu zollen. Er hat, als Nachfolger von Prof. Pieth, vom Jahre 1952 bis 1961 die Redaktion des «Bündner Monatsblattes» inne gehabt und sie in vorbildlicher Weise geführt. Er hat auch selber mit wertvollen Artikeln zu diesem bibliothekaren Werke beigetragen. Er war Mitbegründer der «Rätia», einer kulturellen Zeitschrift, und als anerkannter Historiker war er vom Jahre 1946—1958 Präsident der «Historisch-antiquarischen Gesellschaft».

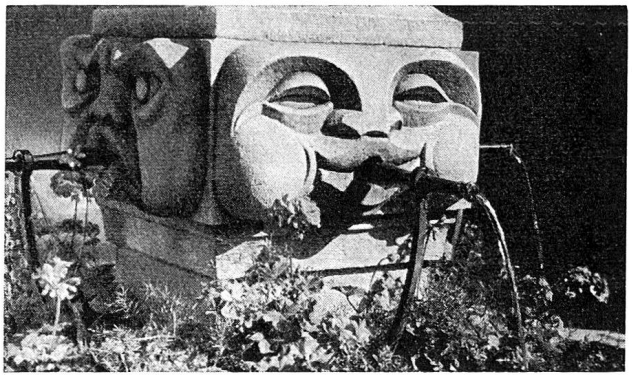
Nun ruht seine Asche in seinem geliebten Ftan auf dem sonnigen Friedhof, wo auch seine Ahnen ruhen. Wir aber wollen in Dankbarkeit seiner gedenken.

Tief betrauert von seinen Lieben, ist er am 31. Juli 1971 dahingeschieden. Sein Tod war ihm Erlösung, denn er hatte während seiner letzten Lebensjahre viel leiden müssen. Ein Trost zu wissen, mit welcher Aufopferung und Liebe er bis zur letzten Stunde von seinen Familienangehörigen, seinen drei Töchtern und speziell seiner lieben Frau, dna. Erica Tönjachen-Fanconi, gepflegt worden ist.

Men Gaudenz

EIN NEUER BRUNNEN

erfordert Einfühlung in die
bestehende Umgebung.
Wir stehen zu unverbindlicher
Vorberatung gerne zur Verfügung

G. BIANCHI + CO CHUR

Alle guten Natursteine für
Friedhof und Bau